Philosophie aus Beton

Visionen In J. G. Ballards „High-Rise“ ist das Hochhaus Sinnbild unserer Gesellschaft. Jetzt kommt der Roman ins Kino, grausam und stilsicher verfilmt.

Das Hochhaus war der Sehnsuchtsort der Moderne, die Leiter zum Himmel und eine betongewordene Metapher für den Aufstieg im räumlichen, vor allem aber im zivilisatorischen Sinn. Wer hier lebte, der hatte es geschafft, war den Fängen der Vergangenheit entkommen und hatte sich, unter Umgehung der Gegenwart, direkt in die Zukunft gerettet. So beschreibt es der britische Schriftsteller J. G. Ballard in seinem Roman „High-Rise“. Viele Bewohner von Ballards Londoner Hochhaus sind Teil der sich gerade formierenden kreativen Klasse: Nachrichtensprecher, Schauspieler, Galeristen, Werber und natürlich Architekten, die neuen Sinnstifter einer Zeit, in der Häuser mehr waren als Häuser, nämlich Philosophie aus Beton, Stahl und Glas, Soziologie auf 40 Stockwerken.

In der angelsächsischen Welt wird James Graham Ballard, genannt J. G. Ballard, geboren 1930, gestorben 2009, längst als wichtiger Schriftsteller des 20. Jahrhunderts anerkannt, ein großer Stilist, Chronist unserer Paranoia. „High-Rise“ erschien 1975 und war der dritte in einer Reihe von Romanen über die Schönheit und den Schrecken von Sex, Gewalt und Einsamkeit in der Betonmoderne, zu der auch „Crash“ (1973) und „Betoninsel“ (1974) gehören*.

Wenn nun im Jahr 2016 mit mehr als 40 Jahren Abstand die brillante und ebenso stilsichere wie brutale Verfilmung von Ballards Roman ins Kino kommt und, endlich, auch eine Neuausgabe von „High-Rise“ im Diaphanes Verlag erscheint, dann kann man zum einen den oft unterschätzten Visionär J. G. Ballard als Klassiker der Postmoderne neu entdecken.

Man kann aber vor allem einen Blick auf unsere Gegenwart werfen, die so schillernd und ambivalent wirkt wie selten: Denn die Verhältnisse, die Ballard schildert, sind historisch fern und vertraut zugleich, eine Art Doppelbelichtung der Dystopie von 1975 und der Realität von 2016.

Erzählt wird die Geschichte dreier Männer, sie zeigt, wie hart die soziale Schichtung der scheinbar klassenlosen Nachkriegsgesellschaft wirklich war – bei Ballard repräsentiert durch die Stockwerke.

Da ist Richard Wilder, Weiberheld, Muskelmann, Dokumentarfilmer, aus dem zweiten Stock, mit Frau und Kindern – ein großes Thema in „High-Rise“, Kinder sind ein Problem und leben vor allem in den unteren Stockwerken und in steter Konkurrenz zu den Hunden, deren Besitzer die oberen Etagen bevölkern.

Einer davon ist Anthony Royal, der nicht zufällig so heißt: Royal ist der Architekt des Hauses, er lebt mit Frau und Hund im Penthouse, er ist somit wahrhaft königlich positioniert in dieser sozialen Stratosphäre einer neofeudalen Meritokratie.

AIDAN MONAGHAN / DCM

„High-Rise“-Szene mit Darstellerin Sienna Guillory
„Sicherheit, Nahrung und Sex“

Wilder und Royal sind die beiden Antagonisten der Geschichte, zwischen ihnen kommt es zum Showdown – dazwischen steht Robert Laing, Mediziner, frisch geschieden und Bewohner der 25. Etage: jener Gegend, in der die meisten Schlachten stattfinden, die den Alltag der Menschen im Hochhaus prägen.

Nach und nach versagen die Mechanismen, die das Leben im Haus bestimmten, Müllabfuhr, Strom- und Wasserversorgung, nach und nach brechen die Barrieren der Zivilisation, und die Selbstverständlichkeit und Logik, mit denen Ballard diese Rückbildung in einen grausamen Urzustand des Menschen schildert, sind große und auch komische Kunst.

Genussvoll inszeniert er diesen Bürgerkrieg der Besserverdienenden, gnadenlos schildert er die Konflikte der Mittelschicht. Und in der Angst und Aggression, die eigenen Lebensumstände zu verteidigen, finden sich die deutlichsten Parallelen zur heutigen Angestelltenmoderne. Wuchtig und überzeichnet lässt Ballard die Kräfte von Bürgertum und Hedonismus aufeinanderprallen.

Das Hochhaus mit seiner brutalistischen Lobby und den betongefrästen Wohnungen erscheint im Film des Regisseurs Ben Wheatley wie aus einem Shooting für die Zeitschrift „Wallpaper“. Im Entertainment-Furor der Bewohner spiegelt sich die ganze Ratlosigkeit einer Gesellschaft, die nur auf ihr eigenes Ende wartet. Kannibalismus, zeigt „High-Rise“, ist durchaus eine Möglichkeit.

Wheatley findet die Balance zwischen Grauen und Groteske, und das liegt auch daran, dass sein Hauptdarsteller Tom Hiddleston als Robert Laing die ideale Projektionsfläche für all das ist, was diese apokalyptische Meute antreibt: „Sicherheit, Nahrung und Sex“. Es kommt zu Raubzügen, die allgemeine Regression schreitet voran, der Pool verwandelt sich in eine gelblich stinkende Ödnis, alles, was schön hätte sein können, wird böse.

Aber, und das unterscheidet sowohl das Buch wie den Film „High-Rise“ vom banalen Kulturpessimismus: Es ist hier eine große Neugier am Werk, es geht darum herauszufinden, wer der Mensch ist, mit seinen Trieben, mit seinen Leidenschaften, mit seinen Ängsten.

Und so ist „High-Rise“ eben, bei aller Unterhaltsamkeit, auch eine weitsichtige Abhandlung über die Frage, wie modern die Moderne war, wie stark sie von den Kräften geprägt war, die sie verdrängen wollte, vom Stammesdenken, das uns womöglich nie verlassen hat.

Ballard sagt nie, dass es früher besser gewesen sei. Es geht ihm um etwas anderes. Er zeigt, dass Gerechtigkeit, sozialer Aufstieg und andere zivilisatorische Grundwerte möglicherweise Fiktion sind – eine gefährliche Fiktion, weil sie die Gewalt, die in jeder Gesellschaft ist, nur verdrängen.

Georg Diez

Video:
Ausschnitte aus „High-Rise“

spiegel.de/sp262016film
oder in der App DER SPIEGEL

* J. G. Ballard: „High-Rise“. Aus dem Englischen von Michael Koseler. Diaphanes Verlag, Zürich/Berlin; 256 Seiten; 17,95 Euro.